

1353
P. Cassian*

Schwul und trotzdem katholisch geworden

IN DEN SECHZIGER JAHREN in einer streng protestantischen Gegend und Familie aufgewachsen, gab es für mich als Kind nur ganz wenige Berührungspunkte zu Katholiken. An unserer Strasse wurde, als ich etwa acht Jahre alt war, eine katholische Kirche gebaut. So war es mindestens angesagt, und ich trieb mich oft auf dieser Baustelle herum und wartete gespannt darauf, dass bald einmal ein Kirchturm in die Höhe wächst. Aber nichts dergleichen geschah. Der Bau, der entstand, glich einem großen Wohnhaus. Im Parterre war die »Kirche« und darüber ein Pfarreisaal und eine Wohnung. Meine kindliche Enttäuschung war groß, da ich recht klare Vorstellungen hatte, wie eine Kirche auszusehen hatte. Warum brauchen denn Katholiken eine eigene Kirche? Wir haben doch eine große im Dorf, die am Sonntag noch viel mehr Menschen Platz bieten würde. Von meiner Mutter hörte ich dann, Katholiken würden im Gottesdienst unverständliche lateinische Gebete murmeln und meistens knien. »Wir tun so etwas nicht, das geht nicht zusammen. Und außerdem brauchen die Katholiken Kerzen und Weihrauch in der Kirche.« Faszinierend, ich wollte Genaueres wissen, doch meine Mutter konnte keine weiteren Auskünfte erteilen. Aber ich spürte eine gewisse Ablehnung aus ihren Schilderungen, ganz besonders beim Großvater, der nicht selten über die Katholischen schimpfte. Auch bei meinem Vater schnappte ich einen unverständlichen Begriff auf, den er oft brauchte, wenn er mit andern Männern diskutierte: »Politischer Katholizismus«. Unserer ersten Katze gaben wir Kinder den Namen Pius, weil wir in ihrem Miauen diese Laute hörten. Da fragte unsere Großmutter: »Wie kommt ihr bloß auf diesen katholischen Namen?« Und schon wieder entstand der Eindruck, katholisch ist nicht o.k. Wir hatten noch nicht einmal gehört, dass ein Mensch den Namen Pius trägt. So kann doch niemand im Ernst heißen. Doch Großmutter erklärte uns, so hießen die Päpste. Die Päpste? Wer ist das? Auch noch nie gehört! Aha, ein mächtiger Mann im

* Name geändert

fernen Rom, der auch gerne uns Protestanten auf der andern Seite der Alpen regieren möchte. Klingt ja fast ein wenig unheimlich. Und dennoch – katholisch sein muss schön sein. Immer im Frühling am Weißen Sonntag zogen die wenigen katholischen Kinder ganz schön angezogen und herausgeputzt an unserm Haus vorbei zur Kirche, die Mädchen wie kleine Bräutchen in weißen Kleidern und Blumenkränzen auf dem Kopf. Mir fiel auch auf, wie die Katholiken im Gegensatz zu uns Reformierten oftmals werktags zur Kirche gingen, im Mai gar jeden Abend zur Maiandacht. Ob ich da wohl einmal mit unserer Nachbarin mitgehen darf? »Nein, nein, das ist nichts für dich, du wirst dich da falsch benehmen, weil es ganz anders ist als bei uns in der Kirche« meinte die Mutter. Da hat sie wohl recht, denn das einzige katholische Mädchen in unserer Klasse faltete beim Schulgebet die Hände ganz andächtig, eben katholisch und anders als wir Reformierte. Einmal war ich in ihrer Familie zum Mittagessen eingeladen und da kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Im Esszimmer hing ein schönes großes Kreuzifix. Bevor geschöpft wurde, richteten sich alle mit katholisch gefalteten Händen zum Kreuz und sprachen miteinander ein Tischgebet. Anschließend bekreuzigten sie sich alle. Wie schön wäre es doch, wenn ich auch katholisch beten könnte, dachte ich voller Wehmut. Als ich ein andermal bei dieser Nachbarsfamilie zu Besuch war, kam der freundliche Pater in der braunen Kutte vorbei. Wir sahen ihn jede Woche in der Schule. Immer wenn er über den Schulhausplatz kam, rannte ihm die kleine Schar der katholischen Kinder entgegen und er fischte Bildchen aus seiner weiten Kutte und verteilte sie. Schade, dass wir keine bekamen! Meine Schwester allerdings erhielt einmal eines von einer Freundin und so sah ich endlich, was da abgebildet ist. Heilige. Schon wieder etwas, was wir Evangelischen nicht haben und auch nicht brauchen, wie uns der Pfarrer im Religionsunterricht sagte, als er uns voller Begeisterung von Martin Luther erzählte, der allen katholischen Zauber ablegte, die Mönchskutte auszog, das Kloster verließ, sich eine Nonne zur Frau nahm und trotzdem Pfarrer blieb. Unverständlich, wenn ich an den netten Pater denke, der zu den Katholiken kommt und von dem ich wusste, dass er keine Frau hat und dennoch ganz glücklich schien.

Mit solchen Erlebnissen wurde meine kindliche Phantasie angeregt und mein Interesse an dieser mir fremden katholischen Welt geweckt.

Eine Entscheidung bahnt sich an

Während meiner Lehrerausbildung lud uns unser damaliger Chorleiter ein, der zugleich den Cathedralchor dirigierte, an den großen Festen wie Weihnachten oder Ostern den Chor mit unseren jungen Stimmen zu verstärken. Im Hochamt in der Kathedrale kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus: die Mystik dieser geistlichen Festung, der Hochchor mit dem herrlichen gotischen Altar, die Zeremonien des Pontifikalamtes, die Mozart-Messe mit Chor und Orchester nicht als Konzert, sondern als Liturgie... Das meiste war für mich unbekannt, aber höchst faszinierend. In der katholischen Kirche erahnte ich

also seit meiner Jugendzeit einen unermesslichen Schatz an geistlichem und kulturellem Reichtum. Form und Ästhetik einer Männerwelt, die Riten, das Sinnenhafte, die Symbole, das Geheimnisvolle, all das sprach mich zutiefst an.

Die Entdeckung der sexuellen Identität

In diese Zeit fiel auch die Bejahung meiner sexuellen Ausrichtung. Seit Kindertagen bewunderte ich schöne Männer und wenn ich mich verliebte, dann immer in meine Freunde aus der Schule. Mit den Mädchen verstand ich mich bestens, ja, konnte mit ihnen sogar besser spielen als mit den Knaben, die gar oft roh und brutal waren. Als sich aber sexuelle Gefühle regten, entzündeten die sich immer an den hübschen Jungen aus meiner Umgebung oder an Bildern in Zeitschriften. Niemand, weder Eltern, Lehrer noch jemand von der Kirche wollte mir weismachen, dass so etwas unnatürlich oder gar sündhaft ist, und somit war diese Entdeckung für mich etwas ganz Selbstverständliches. Mich störte es auch nicht, wenn die andern Jungen auf Mädchen standen. Ich probierte das freilich auch, aber beim eng Tanzen auf den pubertären Partys träumte ich stets davon, von einem schönen Mann im Arm gehalten zu werden. Das löste in mir das kribbelige Gefühl aus. Erste Berührungspunkte mit der schwulen Welt weckten in mir eine ähnliche Sehnsucht wie ich sie bei der Entdeckung der katholischen Welt in mir spürte. Schön muss das sein, schwul zu sein und einen Freund zu haben! Aber wie komme ich dazu? Die kleine Welt, in der ich aufwuchs, war gut bürgerlich, reformiert und heterosexuell.

Die Suche nach der religiösen Praxis

Nach meiner Ausbildung arbeitete ich einige Jahre als Lehrer. Mein Beruf gefiel mir. Die religiösen Fragen, die mich als Jugendlicher beschäftigten, waren kaum mehr ein Thema. Meinen Freunden aus einer evangelikalen Jugendbewegung, in der ich etwa zwei Jahre mitmachte, entfremdete ich immer mehr. Die schwärmerische und individualistische Frömmigkeit und die geistige Enge, wie ich sie in der freikirchlichen Jugendgruppe kennen lernte, sagten mir nichts mehr.

Ich war also auf der Suche nach einer neuen Form von Religiosität und auch nach einem Freund. Beides war für mich wichtig. Es gab Zeiten, besonders an Wochenenden oder in den langen Ferien, in denen ich eine Leere in mir verspürte. Mir fehlte ein Partner. Ich merkte aber auch, wie der Glaube verkümmert, wenn er nicht in einer lebendigen Gemeinschaft gelebt wird.

Homosexualität war damals in den frühen achtziger Jahren noch nicht ein derart öffentlich diskutiertes Thema wie heute, geschweige denn gesellschaftlich so breit akzeptiert. Die homosexuelle Szene hielt sich noch ziemlich versteckt. Die ersten Coming-outs von Bekannten in ihrem Verwandten- und Freundeskreis bewunderte ich, natürlich auch wenn sich jemand öffentlich dazu bekannte. Ich fand das für mich nicht nötig und hätte auch den Mut dazu

nicht gehabt. Als Lehrer an einer öffentlichen Schule wäre das absolut undenkbar gewesen. Die Meinungen waren gemacht: So einer verführt die kleinen Buben. Immerhin hatte ich den Mut, gegen solche Vorurteile einzutreten. Bei ganz wenigen wirklich guten Kollegen und Kolleginnen outete ich mich auch. Über Kontaktanzeigen einschlägiger Magazine suchte ich schwule Männer kennen zu lernen. Einen Partner fürs Leben fand ich auf diesem Weg nie, aber immerhin verlässliche Menschen, mit denen ich zum Teil bis heute freundschaftlich verbunden bin. Das schwule Milieu hingegen stieß mich eher ab, weil es mir zu stark eine Sonderwelt war. Für flüchtige Bekanntschaften und sexuelle Abenteuer war ich mir zu schade. Das einzige, was ich mir wünschte, war eine dauerhafte Partnerschaft mit einem Mann, mit dem ich alles, was mir wichtig ist, teilen kann. Ich kann mir vorstellen, dass mich ein solches Glück schon damals stark genug gemacht hätte, mich trotz der bestehenden gesellschaftlichen Tabus zu outen und vielleicht gar berufliche Konsequenzen daraus zu ziehen. Aber das war offensichtlich nicht mein Weg.

In diese Lebensphase fiel die Bekanntschaft mit einem schwulen Priester, mit dem ich seit Jahren wieder sehr gute Glaubensgespräche führen konnte. Insbesondere lernte ich den katholischen Glauben und Gottesdienst verstehen und fühlte mich davon angesprochen. Die katholische Liturgie faszinierte mich. Durch sie wurden mir Glaubenseinsichten vermittelt, die mir durch das bloße Lesen eines Katechismus nicht aufgegangen wären. Wie sich die katholische Kirche zur Frage der Homosexualität stellte, stand für mich gar nicht im Vordergrund. Von meinem doch reformiert geprägten Glaubensverständnis her war es mir fremd, dass eine Kirche offiziell und für alle spricht. Offizielle und somit ablehnende Positionen hörte ich in dieser Zeit nie und hätte ich welche gekannt, so hätte ich wahrscheinlich gesagt: »Sollen die so denken.« Neben dem schwulen Priester hatte ich noch etliche andere Freunde, die selbstverständlich katholisch praktizierten und schwul waren und damit kein Problem hatten. Erst Jahre später wurde ich mit der offiziellen Lehre der Kirche zur Homosexualität bekannt. Es tut mir weh, dass gerade die Kirche meiner Wahl eine wenig befreite Sicht hat von der schwulen Realität und damit nicht wenige ihrer treuesten Mitglieder in die Scheinheiligkeit treibt oder in eine Doppelmoral. Wenn diese offen zu ihrer Veranlagung stehen und eine ehrliche, verantwortete Beziehung leben möchten, sind sie für den kirchlichen Dienst nicht mehr tragbar.

Durch meinen priesterlichen Freund lernte ich auch das Stundengebet der Kirche kennen. Das war für mich eine großartige Entdeckung. Da bot sich mir eine Art zu beten an, die meine verschüttete Gottesbeziehung wieder lebendig machte. Dabei hat alles eher mit Widerstand angefangen. Als mich mein Freund einmal fragte, ob ich mit ihm die Komplet aus dem Stundenbuch mitbeten möchte, sagte ich ohne große Lust zu. Im Grunde genommen fand ich es seltsam, Psalmen und andere vorformulierte Gebete zu sprechen. Das entsprach nicht meiner Vorstellung von Beten. Doch sehr schnell merkte ich,

wie gerade diese Gebetstexte das ausdrückten, wozu ich seit langem mit eigenen Worten nicht mehr imstande war. Bald einmal kaufte ich mir ein eigenes Stundenbuch und erfuhr, wie diese Gebete mich allmählich auch wieder ins persönliche Gespräch mit Gott führten.

Durch diese Bekanntschaft erschloss sich mir der Reichtum des katholischen Glaubens und insbesondere der Liturgie. Je mehr ich über den Sinn und die Bedeutung der Eucharistie erfuhr, desto weniger konnte mich von der Konversion abhalten. Die Einladung durch den Priester schon vor meiner Konversion, die Kommunion zu empfangen, war für mich ein wichtiger Meilenstein, den Schritt in die katholische Kirche zu wagen. Nie wäre ich von mir aus zur Kommunion gegangen. Ehrlich gesagt hatte ich keine Einladung dazu erwartet, obschon ich das ganz tiefe Verlangen nach dieser sakramentalen Vereinigung mit Christus hatte. Umso schöner war es für mich, eingeladen zu werden. Eine ausdrückliche »Ausladung« von der Teilnahme wäre mir wahrscheinlich eher hinderlich gewesen, diesen Schritt in die katholische Kirche im Alter von 27 Jahren dann doch zu wagen. Katholisch zu werden war für mich nie eine Abkehr von der evangelischen Kirche, sondern die einleuchtende Antwort auf viele meiner damaligen religiösen Fragen, eine Bereicherung meiner Glaubenspraxis, die schönste und spannendste Entdeckung meines bisherigen Lebens überhaupt, obwohl dieser Schritt in meiner Familie und bei meinen Freunden viel Befremden auslöste und ich somit eine schwierige Zeit durchzustehen hatte. Der verschüttete Weg zu Gott – offen blieb die Frage nach einer verbindlichen Lebensweise, mit einem gleich gesinnten Freund oder vielleicht doch in einer religiösen Gemeinschaft?

Mein Standpunkt als schwuler Ordensmann

Bald darauf lernte ich den Orden, dem ich heute angehöre, etwas näher kennen. Ich las seine Regel immer wieder und spürte: Genau so möchte ich leben und Gott dienen. Als ich beim Besuch des Abendgebetes in einer wunderbaren romanischen Klosterkirche die Mönche die lateinischen Gebete singen hörte, erwachte in mir von neuem eine Sehnsucht, die mich schon vor Jahren packte, die ich aber damals als 17jähriger, evangelischer Jüngling nicht zulassen konnte. Doch in dieser abendlichen Stunde fühlte ich mich vom Gotteslob der Mönche derart angesprochen, dass für mich nichts mehr anderes in Frage kam, als Ordensbruder zu werden. Auch wenn ich heute nach zwei Jahrzehnten einiges etwas nüchterner sehe, so habe ich diesen Schritt nie bereut. Ich tue meinen Dienst im Kloster gerne. Ich war damals überzeugt, dass der zweite große Wunsch, nämlich jener nach einem Freund, mit dem Ordensberuf auch gestillt ist. Jahrelang blieb er tatsächlich im Hintergrund. Ich pflegte viele Kontakte zu schwulen Freunden, die ich schon vor meinem Klostereintritt hatte und gerade in der kirchlichen Subkultur kamen viele neue dazu. Ich unterhielt aber in all den Jahren nie sexuelle Kontakte. Zwei Jahrzehnte lang legte ich gegenüber meiner Gemeinschaft meine wahre Identität nicht offen. So musste ich immer

um einen wichtigen Aspekt meines Lebens einen Bogen machen, was mir allerdings sehr schwer fiel. In Gesprächen brachte ich stets viel Verständnis für die Schwulen auf. Und wer richtig zuhörte, musste wohl auch merken, dass da ein Betroffener spricht. Mein Wunsch wurde immer stärker, einen Freund zu lieben und meine Sexualität auszuleben. Ich kämpfte dagegen und verliebte mich einige Male richtig. Eine schwere Krise brachte mich schließlich soweit, wenigstens ein beschränktes Coming-out zu machen. Alle Verantwortlichen in meiner Gemeinschaft, aber auch alle Mitbrüder, denen ich etwas näher stehe, wissen nun, dass ich schwul bin, aber durchaus bereit bin, meinen Gelübden gemäß zu leben. Dieses Coming-out und ein neues Ja zu meinem gewählten Weg waren für mich eine wahrhafte Befreiung. Ich muss jetzt keine Angst haben, »es« komme heraus. Ich habe gewissermaßen die Flucht nach vorne ergriffen. Wenn Homosexualität ein Thema ist und es mir geraten scheint, bekenne ich mich dazu und rede als Betroffener. Dieser Tabubruch war für mich von entscheidender Bedeutung, um aus der Krise herauszukommen und meinen Weg als Ordensmann weiterzugehen. Der Versuchung, ein Doppelleben zu führen, ist nun eine hohe Hürde in den Weg gestellt. Freilich ringt in mir immer wieder der heilige Mann mit dem Liebhaber, doch wenn der Liebhaber siegen sollte, dann würde ich das heute transparent machen und die Konsequenzen ziehen. Als Ordensmann kann man sicher Freundschaften pflegen, doch eine Beziehung, die die sexuelle Dimension einbezieht, hat in diesem Lebensentwurf keinen Platz. Doppelmoral schadet dem einzelnen wie der ganzen Kirche.

Darum muss die Kirche die totale Ablehnung der gelebten Homosexualität, auch einer festen, treuen Partnerschaft, aufgrund des neuen schwulen Selbstverständnisses und der humanwissenschaftlichen Einsichten unbedingt revidieren. Die Veranlagung zu akzeptieren und zugleich die Betroffenen aufzufordern, enthaltsam zu leben, halte ich für weltfremd. Die Kirche muss einen Rahmen formulieren, in dem gläubige Schwule ihre Sexualität ohne schlechtes Gewissen leben können. Eine ganzheitliche, personale Beziehung zwischen zwei Männern darf in der Kirche nicht mehr zur Ausgrenzung führen, auch nicht von Männern, die sich zu einem Dienst in der Kirche berufen wissen. Das Abdrängen der Homosexualität hat zu einer Subkultur geführt, die im schlimmsten Fall zum verlogenen Sumpf ausartet, wie er im Priesterseminar von St. Pölten letztes Jahr aufgedeckt wurde. Und das ist wohl das letzte, was die Kirche will!

Homosexualität ist für mich kein ständiges Thema, da ich mich über vieles andere, was das Leben reich macht, identifiziere, aber es ist gut, angstfrei darüber reden zu können. Allerdings traf ich mit meiner Gemeinschaft die Vereinbarung, mich nicht öffentlich zu outen. Damit kann ich gut leben. Das ist auch der Grund, warum mein wirklicher Name zu diesem Artikel nicht veröffentlicht wird. Ich freue mich über alle Zuschriften, die mich über die Redaktion erreichen.